

## SPRACHASPEKTE ALS EXPERIMENT

Beiträge zur Literaturkritik in Antike und Neuzeit

herausgegeben

von

TOIVO VILJAMAA – SIEGFRIED JÄKEL –  
KURT NYHOLM

Turku 1989  
TURUN YLIOPISTO

*Siegfried Jäkel (Universität Turku)*

### SPRACHE ALS EXPERIMENT IN SEMANTISCHER SCHWEBE\*

Die seit dem platonischen Kratylus immer wieder neu gestellte Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Welt, von Wort und Wirklichkeit, hat mindestens in der deutschsprachigen Literatur unseres Jahrhunderts eine beunruhigende Aktualität gewonnen. Der Einbruch in die geschlossenen philosophischen Systeme des Idealismus und des Materialismus durch Friedrich Nietzsche und das Aufbrechen verkrusteter konventioneller Tabus im Bereich der menschlichen Seele und Sexualität durch Sigmund Freud hat nicht zuletzt die Dichter und Schriftsteller unseres Jahrhunderts vor neue, bis dahin nicht gekannte Probleme gestellt. Als eine dritte, revolutionäre Potenz in diesem Kräftespiel ist Karl Marx zu nennen, der durch sorgfältige gesellschaftskritische Analysen eher die sozialpolitisch-ideologischen Konsequenzen in der Praxis gezogen hat. Jedenfalls steht das 20. Jahrhundert noch immer unter dem Einflußbereich dieses Dreigestirns Nietzsche, Freud und Marx, welches das politische und das kulturelle Leben bis heute wesentlich geprägt hat – und noch immer mit bestimmt.

Diese Entwicklung ist denn auch nicht ohne Folgen für die deutschsprachige Literatur unseres Jahrhunderts geblieben, bei der sich aus heutiger Sicht – jenseits aller literarischen Strömungen und Stilrichtungen – drei große, übergreifende Tendenzen aufspüren lassen: in der Nachfolge von Marx läßt sich eine ideologisch-fixierte Literatur erkennen, repräsentiert etwa durch Heinrich Mann, Berthold Brecht, Erich Mühsam, Ernst Toller, Alfred Döblin, in der Nachfolge von Freud entsteht eine mehr psychologisch-orientierte Literatur, etwa bei Hermann Bahr, bei Arthur Schnitzler, bei Stefan Zweig und zum Teil auch bei Thomas Mann, und als dritte, wohl aber ent-

\* Eine leicht veränderte Fassung dieses Beitrags wurde am 4.10.1988 als Gastvortrag am Institut für Germanistik an der Universität Szeged gehalten. Der Verfasser dankt bei dieser Gelegenheit nochmals aufrichtig für die liebenswürdige Gastfreundschaft seiner ungarischen Kollegen und für ihre anregende und ermutigende Kritik.

scheidendste Tendenz läßt sich die durch das kritische Denken von Nietzsche unmittelbar angeregte literarische Richtung fassen, die im österreichisch-ungarischen Sprachraum vorherrscht und repräsentiert wird durch Autoren wie H.v.Hofmannsthal, Franz Kafka, Robert Musil, R.M. Rilke, Hermann Broch u.a.

Während nun für die ideologisch und psychologisch orientierten Schriftsteller und Dichter die Sprache eine bloß beschreibende Funktion hat, indem einfach gesellschaftliche, durch Marx aufgezeigte Mißstände beschrieben, oder indem durch Freud erschlossene seelische Verhaltensweisen in der Sprache als Beschreibung oder im Drama als Handlung dargestellt werden, bekommt die Sprache für die Autoren der dritten, unmittelbar durch Nietzsches Skepsis geprägten Kategorie eher den Charakter eines Experimentes. Denn das Phänomen der Sprache wird von diesen Autoren nicht mit der Selbstverständlichkeit eines naiven Muttersprachlers gehandhabt, sondern im semantisch-sprachphilosophischen Sinn als eine ständige Herausforderung begriffen, das Wort an dem zu messen, was man als offene, gleichsam sprachlich unvoreingenommene Wirklichkeit bezeichnen könnte, oder - um eine Wittgensteinsche Wendung zu gebrauchen - an dem, 'was der Fall ist'.

Einem solchen, mehr experimentierenden Gebrauch von Sprache liegt die Vorstellung zugrunde, daß sie eine Geschichte hat, die man zwar sprachgeschichtlich beschreiben, aber motivgeschichtlich letztlich nicht begründen kann, daß Sprache ein selbstherrliches Eigenleben führt, das unkontrolliert in seinem eigenen Urwald wächst, aus dem heraus Linguisten und Sprachwissenschaftler nur Teilbereiche unvollkommen systematisieren können.

Um in einzelnen näher zu demonstrieren, was hier gemeint ist, greife ich auf einen literarischen Text zurück, der ein Gespür für die Unauslotbarkeit und die rational nicht zu fassende Potenz dieses Urwaldcharakters der Sprache entwickelt.<sup>1</sup>

Franz Kafka, 'Die Sorge des Hausvaters'.<sup>2</sup>

'Die einen sagen, das Wort Odradek stamme aus dem Slawischen und sie suchen auf Grund dessen die Bildung des Wortes nachzuweisen. Andere wieder meinen, es stamme aus dem Deutschen, vom Slawischen sei es nur beeinflusst. Die Unsicherheit beider Deutungen aber läßt wohl mit Recht darauf schließen, daß keine zutrifft, zumal man auch mit keiner von ihnen einen Sinn des Wortes finden kann.

<sup>1</sup> Hier sei darauf hingewiesen, daß es die sogenannte ästhetische Literatursprache nur bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gegeben hat, daß danach - spätestens seit dem Naturalismus - alle Sprachschichten und sogar alle Fachsprachen von den Autoren der 'schönen Literatur' in künstlerischer Absicht Eingang fanden, vor allem naturgemäß in die erzählende Prosa.

<sup>2</sup> Franz Kafka, Gesammelte Werke, herausgegeben von Max Brod, Frankfurt 1976, Bd. 4, 129-130.

Natürlich würde sich niemand mit solchen Studien beschäftigen, wenn es nicht wirklich ein Wesen gäbe, das Odradek heißt. Es sieht zunächst aus wie eine flache sternartige Zwirnspeule, und tatsächlich scheint es auch mit Zwirn bezogen; allerdings dürften es nur abgerissene, alte, aneinander geknotete, aber auch ineinander verfilzte Zwirnstücke von verschiedenster Art und Farbe sein. Es ist aber nicht nur eine Spule, sondern aus der Mitte des Sternes kommt ein kleines Querstäbchen hervor und an dieses Stäbchen fügt sich dann im rechten Winkel noch eines. Mit Hilfe dieses letzteren Stäbchens auf der einen Seite, und einer der Ausstrahlungen des Sternes auf der anderen Seite, kann das Ganze wie auf zwei Beinen aufrecht stehen.

Man wäre versucht zu glauben, dieses Gebilde hätte früher irgendeine zweckmäßige Form gehabt und jetzt sei es nur zerbrochen. Dies scheint aber nicht der Fall zu sein; wenigstens findet sich kein Anzeichen dafür; nirgends sind Ansätze oder Bruchstellen zu sehen, die auf etwas Derartiges hinweisen würden; das Ganze erscheint zwar sinnlos, aber in seiner Art abgeschlossen. Näheres läßt sich nicht darüber sagen, da Odradek außerordentlich beweglich und nicht zu fangen ist.

Er hält sich abwechselnd auf dem Dachboden, im Treppenhaus, auf den Gängen, im Flur auf. Manchmal ist er monatelang nicht zu sehen; da ist er wohl in andere Häuser übersiedelt; doch kehrt er dann unweigerlich wieder in unser Haus zurück. Manchmal, wenn man aus der Tür tritt und er lehnt gerade unten am Trepengeländer, hat man Lust, ihn anzusprechen.

Natürlich stellt man an ihn keine schwierigen Fragen, sondern behandelt ihn - schon seine Winzigkeit verführt dazu - wie ein Kind. "Wie heißt du denn?" fragt man ihn. "Odradek," sagt er und lacht; es ist aber nur ein Lachen, wie man es ohne Lungen hervorbringen kann. Es klingt etwa so, wie das Rascheln in gefallen Blättern. Damit ist die Unterhaltung meist zu Ende. Übrigens sind selbst diese Antworten nicht immer zu erhalten; oft ist er lange stumm, wie das Holz, das er zu sein scheint.

Vergeblich frage ich mich, was mit ihm geschehen wird. Kann er denn sterben? Alles, was stirbt, hat vorher eine Art Ziel, eine Art Tätigkeit gehabt und daran hat es sich zerrieben; das trifft bei Odradek nicht zu. Sollte er also einstmals etwa noch vor den Füßen meiner Kinder und Kindeskinde mit nachschleifendem Zwirnsfaden die Treppe hinunterkollern? Er schadet ja offenbar niemandem; aber die Vorstellung, daß er mich auch noch überleben sollte, ist mir eine fast schmerzliche.

Bei diesem Text handelt es sich um eine der vielen Parabeln oder auch Gleichnisse, die für Kafkas literarische Produktion so typisch sind. Dabei ist Kafkas Sprache im Stil eines analysierenden Juristen oder Wissenschaftlers gehalten, der einen Gegenstand niemals nur von einer Seite betrachtet; somit könnte man seine Sprech- und Denkart als die eines dialektischen Analytikers im Bereich der Literatur bezeichnen.

Der Gegenstand seiner Untersuchung ist im vorliegenden Fall ein bestimmtes Wort, nämlich das Wort 'Odradek'. Und zunächst nähert er sich

immerhin noch Offiziere gibt und wir einen hier haben; immerhin, denn wenn man bedenkt ..." - "... wir bräuchten einen, der den ganzen Staatskrepel übernehme, so daß unsereiner ..." - "... gewiß wird verdient, dicke sogar, soferne man nämlich unverzüglich auf Realwerte übergeht, aber ich kann Ihnen sagen, daß mir dabei unheimlich zumute ist ..." - "... man wirft uns Aggressionslust vor", sagte der junge Reichswehroberst, "man wirft sie uns vor, weil der kaiserliche Generalstab richtig erkannt hat, daß bei den allgemeinen Kriegsvorbereitungen Europas wir, die Gefährdetsten, nur dann eine Chance zum Überleben haben, wenn wir uns den Vorteil blitzhaften Angriffes sichern, ein füchterliches Risiko, das wir trotzdem immer wieder auf uns werden nehmen müssen ..." - "... wo in dieser Welt findet der Mensch noch Halt und Sicherheit ..." - "... hat sich in sie verliebt, wie er mit der englischen Besatzung in Wiesbaden war, und sie lebt jetzt mit ihm in Birmingham." Hildegard nickte der Erzählerin zustimmend zu und betrachtete deren erstklassige, unter dem kniefreien Rock sichtbaren Seidenstrümpfe: "Gewiß, es gibt immer noch welche, die das Große Los in der Heirat ziehen, aber ..." - "... zu Zeiten des alten, da war das Land glücklich und zufrieden, und es gab keinen, der nicht sein bescheidenes Auskommen hatte ..." - "... Pola Negri ..." - "... ich kann das ganze politische Geschwätz nicht mehr hören und lesen; nichts schaut dabei heraus ..." - "... was läßt sich von dieser Jugend schon verlangen, verehrter Herr Hofprediger? Nach Jahren des Milchmangels, des Fleischmangels, des Zuckermangels haben wir ihr bestenfalls schlechtes Geld und schlechte Karrieren, zumeist aber gar kein Geld und gar keine Karrieren zu bieten." - "Und von mir, unserer Kirche, unserem lieben Herrn Jesus wird verlangt, daß wir allein das wieder in Ordnung bringen ..." - "... je gesitteter eine Gesellschaft ist, desto eher kann man sich in ihr durch Schweigen verständlich machen; heutzutage geht's nur mit Geschrei ..." - "... Schweizer Franken konvertiert in Pesos ..." <sup>3</sup>

Broch gebraucht für diese Hörerfahrung seines Helden A. das Bild vom Insektensummen, das zwar aus unzähligen Einzelstimmen besteht, sich aber nur als ein einziges Lautphänomen äußert. Damit soll offenbar die Einsicht vermittelt werden, daß Geschichte eine zielgerichtete historische Entwicklung auf ein Telos hin alle möglichen, auch scheinbar entgegengesetzte Energien im gesellschaftlichen Kräftespiel benötigt, um sich zu verwirklichen, im Sinne dessen, was Hegel als 'die List der Vernunft' bezeichnete. Die von A. vernommene Sprache der Party-Besucher steht in ihrer Vielschichtigkeit und Ambivalenz in der Spannung zwischen den Bedürfnissen, Meinungen und Trieben der einzelnen Sprecher und den Ereignissen der Zeit, die sie vereinnahmten. Darin vor allem zeigt sich die Spur dessen, was Geschichte heißt, und was darauf verweist, was dahinter steht: die Zeitlosigkeit. Und folgerichtig schließt Broch auch diesen Abschnitt mit der Feststellung und der

<sup>3</sup> Hermann Broch, Die Schuldlosen. Roman in elf Erzählungen, Frankfurt 1976, S. 188–190.

zweifelnden Frage: 'Das Zeitlose in der Zeit, die Zeit in der Zeitlosigkeit. Was es wirklich das Jahr 1923, das man schrieb? War es wirklich September?'

\*\*\*\*\*

Wenden wir jetzt einer anderen Art von Wortsemantik in der Literatursprache unseres Jahrhunderts zu, die nicht so sehr den philosophie-historischen Aspekt verfolgt, sondern den eines individuellen Einzelerlebnisses. Als Beispiel dafür diene Rainer Maria Rilke und einige seiner frühen Gedichte. Aus den folgenden drei Gedichten sprechen drei verschiedene Sprachperspektiven, die für den frühen Rilke wichtig sind.

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.  
Sie sprechen alles so deutlich aus:  
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,  
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,  
sie wissen alles, was wird und war;  
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;  
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.  
Die Dinge singen hör ich so gern.  
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.  
Ihr bringt mir alle die Dinge um.<sup>4</sup>

Rilke, d.h. hier das aus ihm sprechende lyrische 'Ich', erlebt die Sprache als beängstigend gerade in ihrer Exaktheit, mit welcher das Wort die Dinge der Welt bezeichnet und auf ihren Anfang und auf ihr Ende festlegt. Was aber vor allem das lyrische 'Ich' ängstigt, ist das über allen Zweifel erhabene Selbstbewußtsein der Sprache, die als unbestrittene Autorität auftritt und mit ihrem Urteil Vergangenheit beherrscht und Zukunft vorausbestimmt. So gehe der Eigenwert der Dinge (und Menschen) verloren, weil sie durch das sie bezeichnende Wort fixiert und abgeurteilt werden; aus dieser Sicht gewinnt das Phänomen der Sprache fast den Charakter einer überirdischen, göttlichen Macht.

Das zweite, hier zu erörternde Rilke-Gedicht führt die oben dargelegte sprachkritische Perspektive weiter, wenn auch von anderer Seite: das lyrische 'Ich' geht von der richtigen Annahme aus, daß es in der Sprache eine Art 'Wort-Hierarchie' gibt, die zwischen 'arm' und 'reich' unterscheidet. Hier gilt sein Interesse vor allem den 'armen' Worten, deren es sich annehmen will, denen es einen neuen Glanz verleihen möchte, indem es sie in seine Gedichte

<sup>4</sup> Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke, Frankfurt 1955, Bd. I, 148.

te aufnimmt und sie in den Rahmen einer für sie ungewohnten Festlichkeit stellt. So gelingt es ihm, gerade mit ihrer Hilfe eine neue semantische Dimension zu erschließen, die ästhetisch-feierliche auf der Basis verfremdeter prosaischer Alltäglichkeit. Das Gedicht lautet:

Die armen Worte, die im Alltag darben,  
die unscheinbaren Worte, lieb ich so.  
Aus meinen Festen schenk ich ihnen Farben,  
da lächeln sie und werden langsam froh.

Ihr Wesen, das sie bang in sich bezwangen,  
erneut sich deutlich, daß es jeder sieht;  
sie sind noch niemals im Gesang gegangen,  
und schauernd schreiten sie in meinem Lied.<sup>5</sup>

Ein drittes Beispiel aus Rilkes später Lyrik indes zeigt, daß seine semantischen Überlegungen auch sprachphilosophisch von Bedeutung sind. Seine unkonventionelle und somit kreative Fragestellung bleibt nicht auf die sprachliche Ebene beschränkt, sondern überprüft an der konkreten Situation eines zeitlichen Ablaufs die semantische Definition eines Wortes, wodurch sich gleichsam von selbst die klassische Frage nach der Identität des Menschen mit sich selbst ergibt.

Sieh den Himmel. Heißt kein Sternbild *Reiter*?  
Denn dies ist uns seltsam eingeprägt:  
dieser Stolz aus Erde. Und ein zweiter,  
der ihn treibt und den er nährt.

Ist nicht so, gejagt und dann gebändigt,  
diese sehnige Natur des Seins?  
Weg und Wendung. Doch ein Druck verständigt.  
Neue Weite. Und die zwei sind eins.

Aber *sind* sie's? Oder meinen beide  
nicht den Weg, den sie zusammen tun?  
Namenlos schon trennt sie Tisch und Weide.

Auch die sternische Verbindung trägt.  
Doch uns freue eine Weile nun,  
der Figur zu glauben. Das genügt.<sup>6</sup>

Das Gedicht beginnt mit der Aufforderung, den Blick gegen den Himmel zu richten und mit der herausfordernden Frage danach, ob es dort oben nicht ein Sternbild geben sollte, das 'Reiter' heißt. Die Erscheinung des Reiters, der als Begriff eine Einheit darstellt, zu der Mann und Ross gehören, läßt die Frage nach dem Wesen und nach der Identität der Erscheinung mit sich

<sup>5</sup> Rilke aaO Bd. I, 194.

<sup>6</sup> Rilke aaO Bd. I, 737.

selbst stellen und zugleich in Zweifel ziehen. Denn das Sein des Reiters (Mann und Ross) ist nicht durch seine wie immer geartete und definierte Existenz zu bestimmen, sondern allein 'durch den Weg, den sie zusammen tun'. Philosophisch interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Gegenüberstellung der Verben 'sein' und 'meinen' in der ersten Zeile der dritten Strophe: sie sind nicht das, als was sie bezeichnet werden, sie meinen es nur zu sein. Denn 'Tisch und Weide' trennt die beiden Wesen bereits wieder, so daß sie namenlos werden, d.h. aus dem Begriff des Reiters herausfallen. So wird die Frage nach der Existenz des Reiters mit der subjektiven Meinung von Mann und Ross beantwortet, die allein der gemeinsame Weg verbindet: das Unterwegssein als Kriterium einer gemeinsamen Existenz. Dem objektiven Betrachter allerdings, der die Frage nach der Identität des Reiters mit sich selbst stellt, bleibt nur übrig, daran zu glauben im Bewußtsein dessen, daß dieser Glaube auf den schwankenden Grund der Kurzweiligkeit gebaut ist.

\*\*\*\*\*

Es soll jetzt eine weitere Möglichkeit des literarisch-philosophischen Sprachgebrauchs erörtert werden, nämlich das Phänomen des Tagebuches. Als konkretes Beispiel dafür diene das berühmte Tagebuch Ulrichs in Robert Musils Roman 'Der Mann ohne Eigenschaften'.

Verfolgt man den Romanhelden Ulrich durch den ganzen Roman, so stellt man fest, daß alle seine sprachlichen Äußerungen im Umgang mit den anderen Personen des Romans weitgehend geprägt sind von der jeweiligen Gesprächs- und Kommunikationsebene, auf der diese Gespräche stattfinden: Wort und Wider-Wort sind bestimmt durch die Intentionen, welche die jeweiligen Gesprächspartner verfolgen, d.h. von dem Endziel, welches sie mit ihrer Rede erreichen wollen - oder auch von Rücksichten auf Anwesende, die man nicht unnötig beleidigen oder vor den Kopf stoßen will. Allein die Sprache im Tagebuch dient ausschließlich dem Prozeß der inneren Wahrheitsfindung eines Menschen - in einer Offenheit, die keine Rücksicht auf ein wie immer geartetes Publikum, also auf die Öffentlichkeit, zu nehmen braucht. So faßt man das Wesen Ulrichs, eben seine 'Eigenschaftslosigkeit', am deutlichsten, wenn man von seinen Tagebuchaufzeichnungen ausgeht, die er sich insgeheim gemacht hat, und die auch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Die Tatsache, daß seiner Schwester Agathe, dem ihm zu dieser Zeit nächsten Menschen, diese Tagebuchblätter in die Hände fallen, ist sicherlich nicht im Sinne Ulrichs. Der Roman-Autor läßt freilich den Leser an ihrer heimlichen Lektüre teilhaben, und so kann auch er einen Blick in das unverstellte, unmittelbare Denken Ulrichs tun. In seinen Tagebuchblättern reflektiert Ulrich immer wieder über die Frage, ob Liebe ein Gefühl oder ein Zustand sei, eine Frage, die im Grunde den ganzen Roman durch-

zieht. In diesem Zusammenhang findet sich ein Exkurs über den Wert und das Wesen der Meinungen und der Gefühle. Es heißt da: 'Ich nenne das: Sich Der Meinung Des Lebens Verschließen.'<sup>7</sup>

Alles hängt davon ab, in welcher Weise man gleich zu Beginn des Zitates den Ausdruck 'Sich Der Meinung Des Lebens Verschließen' verstehen soll. Zunächst erhebt sich die Frage, ob es sich bei dem von 'Meinung' abhängigen Genetiv um einen objectivus oder um einen subjectivus handelt. Man hat davon auszugehen, daß ein genetivus subjectivus vorliegt, d.h. daß das Leben als Subjekt zu betrachten ist, das eine Meinung hat. Eigentlich haben ja nur Menschen Meinungen, doch wie es sich bei der Interpretation der Garten-Party aus den 'Schuldlosen' von Hermann Broch gezeigt hatte, gibt es auch so etwas wie die Meinung des Lebens, die sich aus einer Vielzahl von Einzelstimmen bildet, die sich gleichsam wie das Bienensummen zu einer überindividuellen 'Meinung' zusammenschließen, und die eben das darstellen, was Musil hier meint, wenn er von der 'Meinung des Lebens' spricht. Im Folgenden versucht Musils Ulrich eine Erklärung dafür zu geben, warum die Menschen mehr und mehr geneigt sind, sich dieser 'Meinung des Lebens' zu verschließen: man habe sich mit der Hilfe einzelner rationaler Systeme des urwaldartigen Charakters des Lebens zu bemächtigen versucht, aber auf der Basis dieses so entwickelten 'Wissens' seien immer nur Einzelaspekte des Lebens als 'Lehrmeinungen' einer einzelnen Stimme möglich gewesen, die niemals die 'Meinung des Lebens' widerspiegeln könnten, dafür aber ein allerdings nur scheinbar festes Lebens- und Wissensfundament bildeten, wonach die Menschen suchten 'wie Landtiere, die ins Wasser gefallen sind'. Das Phänomen des Wassers ist hier in diesem Text in Vergleich zu setzen mit dem 'Urwald des Lebens', das dem 'Urwald der Sprache' entspricht.

Indem man sich also einem System anvertraut, das zu einer Lehrmeinung erstarrt ist, verschließt man sich der 'Meinung des Lebens'. Und somit ist die Wirklichkeit - im Sinne Musils - eben auch nur eine gewisse Meinungsäußerung, die sich abschafft, indem sie sich vollzieht.

In der konsequenten Weiterführung dieser Gedanken werden dann in den folgenden Tagebuchblättern Ulrichs die 'Meinung' und das 'Gefühl' in enge Beziehung gebracht, insofern beide gleichweit von der 'Sicherheit' und der 'Gewißheit' entfernt seien; das Bindeglied, welches Musil benutzt, um die von ihm angestrebte Parallelität zwischen 'Meinung' und 'Gefühl' herzustellen, ist der Begriff der 'Vermutung', auf den beide zu bringen sind als auf ihren gemeinsamen Nenner.

Dennoch aber eignet der Meinung - ebenso wie dem Gefühl - paradoxerweise ein gewisser Autoritätsanspruch, der keine andere Meinung und kein anderes Gefühl als das eben vorherrschende neben sich dulden wolle, ob-

<sup>7</sup> Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1978, 1128.

wohl beide nur als flüchtig und von vorübergehender Gültigkeit angesehen werden müßten. Da die verbal formulierte Meinung und das verbal formulierte Gefühl - trotz ihrem Anspruch auf dauernde Gültigkeit - immer nur von vorübergehender Geltung seien, habe man sie insofern als experimentell zu betrachten, als sie anderen Meinungen Platz machen müßten, wenn sich die früheren argumentativ nicht mehr halten ließen, und das verbal formulierte Gefühl weiche einem anderen, wenn es sich emotional nicht mehr halten lasse. Soviel zum experimentellen Charakter von Meinungen und Gefühlen in den Tagebuchblättern Ulrichs im 'Mann ohne Eigenschaften' von Robert Musil.

\*\*\*\*\*

Diese Einsicht trifft aber offenbar nur bei den individuellen Gefühlen und Meinungen zu, deren Kurzlebigkeit sich dem Meinenden und Fühlenden als spontanes Erlebnis ganz unmittelbar erweist. Anders verhält es sich offenbar mit Gefühlen, die durch ein Kollektiv-Bewußtsein bereits vorgegeben sind. Als Beispiel für solche im gesellschaftlichen Kollektiv wurzelnden Gefühle sei auf eine Begebenheit in den 'Schlafwandlern' von Hermann Broch verwiesen. Man erinnert sich: der erste Teil der Trilogie ist geprägt durch die Männerfreundschaft zwischen Bertrand und Joachim von Pasenow. Während Joachim als Vertreter althergebrachter Normen eine Lebensauffassung vertritt, die sich ausschließlich auf die Konvention gründet, handelt es sich bei seinem Freund Bertrand um einen Menschen, der unabhängig (und das heißt in seinem Fall gesellschaftskritisch) zu denken vermag. Die unterschiedliche Bedeutung, welche die Uniform für beide hat, wird zum äußeren Kriterium für die Unterschiedlichkeit ihrer Lebensauffassungen: während für Joachim die Uniform das sichere Zuhause fester Normen und Werte darstellt, mit denen für ihn der eigentliche Mensch erst beginnt, bedeutet sie für Bertrand eher eine Beschränkung und Einengung seines von jeder Norm unabhängigen Denkens, sodaß er - zur unbegreiflichen Verblüffung seines Freundes Joachim - nicht zuletzt aus diesem Grund den Militärdienst quittiert hatte, der ihm nach dem damals geltenden Urteil eine 'glänzende Laufbahn' garantiert hätte.

Von daher ist auch der Begriff von der 'Trägheit des Gefühls' zu verstehen, den Bertrand im Verlaufe eines Kondolenzbesuches bei seinem Freund Joachim prägt. Joachims Bruder Helmuth, ein junger und vielversprechender Sproß des Hauses, war das Opfer eines unglückseligen Duells mit dem Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers geworden. Während nun Joachim und seine Familie den Verlust des Bruders und Sohnes als etwas Unabänderliches, etwas Schicksalhaft-Tragisches hinnimmt, macht sich Bertrand darüber seine unkonventionellen Gedanken, indem er über die Normen hinaus denkt, in denen alle konventionell Uniformierten befangen sind. Er weist darauf hin,

daß die meisten 'Gefühle', aus denen heraus Menschen ihre Handlungen be-  
gehen - und zum Teil sogar mit höchster Emotionalität -, zumeist 'Gefühls-  
konventionen' sind; so auch das vom gesellschaftlichen Kollektiv geprägte  
Ehrgefühl, dessen Verletzung eben zu jenem Duell mit tödlichem Ausgang  
für Joachims Bruder geführt hat.

Bertrand, der intellektuelle Zivilist, erklärt seinem Freund Joachim, 'daß  
das Lebensgefühl, das man hat, immer ein oder auch ein halbes Jahrhundert  
dem wirklichen Leben nachhinkt'. Und er führt als Beweis dafür an, daß 'ein  
Lessing oder ein Voltaire es ohne Revolte hingenommen haben, daß man zu  
ihrer Zeit noch gerädert hat ...'. Und indem er auf das jüngste Duell-Ereignis  
Bezug nimmt, führt er aus:

'Wir nehmen es ruhig hin, daß zwei Menschen, beide sicherlich anständig,  
denn in einem anderen Fall hätte Ihr Bruder sich nicht duelliert, an einem  
Morgen einander gegenüberstehen und schießen. In welcher Konvention  
des Gefühls müssen beide befangen sein - und wie sehr sind wir es selber -  
daß wir es ertragen können. Das Gefühl ist träge und daher unverständ-  
lich grausam. Die Welt ist von der Trägheit des Gefühls beherrscht.'<sup>8</sup>

\*\*\*\*\*

Doch zurück zum Ausgang dieser Überlegungen: Sprache als Experiment in  
semantischer Schwebel. Es wurde deutlich, daß es deutschsprachige Literatur  
in unserem Jahrhundert gibt, die weder ideologisch noch durch spezifische  
Lehren der modernen Psychologie geprägt ist; sie findet sich vorwiegend un-  
ter österreichischen Autoren und ist dadurch gekennzeichnet, daß sie sich  
dem ungefilterten Wesen der Welt gegenüber offen hält und die Sprache be-  
kommt für diese Autoren als das Mittel des literarischen Kunstwerkes einen  
gleichsam experimentellen Charakter; sie wird zu einem Instrument, sich in  
jene dunkle, von der Konventionalsprache nicht wahrgenommene oder be-  
wußt ausgeklammerte Grauzone hineinzutasten und sie somit dem denken-  
den Leser anzudeuten, um ihn aufzufordern, den eingeschlagenen Weg eines  
unkonventionellen Denkens selbständig und auf eigenes Risiko weiter zu  
gehen.

In der Kafkaschen Parabel von der 'Sorge des Hausvaters' war am Bei-  
spiel von 'Odradek' die Ambivalenz deutlich geworden, die zwischen dem  
Wort als Zeichen für einen bestimmten Gegenstand und dem eigentlichen  
Wesen dieses Gegenstandes selbst besteht, eine Ambivalenz, hinter welcher  
sich der Urwald der Sprache ahnen ließ, der sich jedem systematischen Zu-  
griff - etwa durch die Sprachwissenschaft oder Linguistik - letztlich zu ent-  
ziehen scheint.

<sup>8</sup> Hermann Broch, *Der Schlafwandler*, Frankfurt 1978, 60.

Die Art wie Hermann Broch das Thema 'Sprache' in den Schuldlosen sei-  
nen Helden A. im Garten der Baronin erleben läßt, zeigt sie als Ausdruck  
eines Zeitgeistes verschiedenster Prägung und zudem als ein Mittel, den  
Fortschritt (oder den Rückschritt) der Welt in Szene zu setzen. 'Sprache'  
schien hier so etwas wie dem Hegelschen Weltgeist dienen zu wollen mit all  
den Konsequenzen, die sich daraus für die Stimme des einzelnen Indivi-  
duums - etwa als List der Vernunft - ergeben kann.

Aus den Belegstellen der Rilkeschen Lyrik ergab sich zweierlei. Zum  
einen die Einsicht, daß dem Wort in seiner exakten Genauigkeit die Kraft  
innewohnt, den Dingen, die es bezeichnet, ihr eigenstes Wesen zu rauben,  
und zugleich sah Rilke seine Aufgabe als Lyriker gerade darin, die Worte  
der Alltagssprache aus ihrer dienenden, schablonenhaften Ärmlichkeit zu er-  
lösen, sie einmal in seiner Dichtung so zu feiern, daß sie sich ihrer selbst,  
ihres Wesens und ihres Eigenwertes in neuer Weise bewußt werden könnten.  
Andererseits zeigte Rilke in seinem Gedicht über das Sternbild 'Reiter', in  
welcher Weise ein Begriff - wie der des Reiters - die Frage nach der Identität  
der bezeichneten Sache mit sich selbst nur als momentan zu begreifen ver-  
mag. Diese Art einer Begriffs-Reflexion zeigt die Nahtstelle auf, an der sich  
das scheinbar Selbstverständliche als rational ungereimt erweist, wenn man  
über den momentanen Vollzug hinaus durative Ansprüche erhebt.

Dieser Gedanke leitete über zu den Belegstellen aus Robert Musils Ro-  
man 'Der Mann ohne Eigenschaften'. In Ulrichs Tagebuchsäußerungen ge-  
winnt die Sprache insofern experimentellen Charakter, als sie anhand des  
Dreier-Komplexes 'Liebe', 'Gefühl' und 'Meinung' ungewohnte Denkwege  
eröffnet, und indem ihre Begrifflichkeit an dem Urwald der Lebenswirklich-  
keit überprüft und gemessen wird, ergibt sich die paradoxe Einsicht, daß  
'Gefühle' und 'Meinungen' autoritäre Absolutheitsansprüche erheben ohne  
sie einlösen zu können, da sie dem Phänomen der Zeit nicht gewachsen  
sind.

Brochs Spekulationen über die sogenannte 'Trägheit des Gefühls', die er  
seinem Romanhelden Bertrand in den Schlafwandlern in den Mund legt,  
zeigt, in welcher Weise hier gegen den Strich eines konventionellen Er-  
wartungshorizontes argumentiert wird. Hier wird die argumentierende  
Sprache zu einem Mittel des eigenständigen Denkens, das die Krusten be-  
stehender Konventionen zu zerbrechen vermag.

Und so erkennt auch der sterbende Vergil in Hermann Brochs Roman  
'Der Tod des Vergil' im Gespräch mit seinen literarischen Freunden, daß  
sein eigenes Werk, die Aeneis, einer Konfrontation mit der unverstellten  
Wirklichkeit und mit dem Wesen der Welt nicht würde standhalten können,  
sodaß er zu dem Schluss kommt: 'Was ich geschrieben habe, muß am Wirk-  
lichen verbrennen.'<sup>9</sup> Und tatsächlich hatte ja Vergil auch - einer antiken

<sup>9</sup> Hermann Broch, *Der Tod des Vergil*, München 1965 (dtv), 236.

Überlieferung zufolge - die Anweisung gegeben, mit seinem Tod sein Lebenswerk, die Aeneis, zu verbrennen.

Diese hier entwickelten Gedanken zum Thema 'Experiment und Sprache' sind keineswegs in unserem Jahrhundert erstmals gedacht worden, sie sind vielmehr so alt wie das Abendland und nur von einigen Autoren und Dichtern unserer Zeit wieder neu entdeckt worden. So mag am Ende der Hinweis darauf stehen, daß bereits etwa vor 2000 Jahren ein antiker Philosoph den wahrhaft tragischen Irrtum erkannte, der durch die Worte in die Welt kommt, die als Meinungen oder gar als Urteile mit dem Anspruch auf dauernde Geltung auftreten. Der Stoiker Epiktet verkündete:

Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα.

'Was die Menschen beschäftigt und beunruhigt sind nicht die Dinge selbst, es sind vielmehr die Meinungen über die Dinge, die sich die Menschen mit ihrer Sprache gebildet haben.\*'

---

\*Mein aufrichtiger Dank gilt der Finnischen Akademie, die mir im ersten Halbjahr 1986 ein Forschungsprojekt zum Thema 'Experiment und Sprache' finanziert hat, aus dem u.a. auch die vorliegende Untersuchung hervorgegangen ist.